In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt"

Nr. 269. Posen, den 22. November 1928. 2. Jahrg.

Die Hoermanns

Roman von Karl Busse.

I.

Die kurze holländische Tonpfeife schräg im Munde, ritt Walter Hoermann auf einem kienernen Küchenbock und strich die Laube grün — die Laube, die oben auf dem „Mont Midi" stand.

Hin und wieder warf er dabei einen Blick zu Kunkel, dem Gärtner, hinüber, der auf der anderen Seite den Pinsel führte, und schüttelte den Kopf. „Immer sparsam mit der Farbe, Kunkel! Und gleichmäßig aufdrücken! Sonst wird die Geschichte klecksig!"

Denn Walter Hoermann, der junge Arzt, wußte von Kindheit an immer alles besser als andre Leute.

„Jawohl, Herr Doktor," erwiderte der Gärtner. „Es geht schon — es geht großartig. Nur verschweinen tut man sich eklig dabei."

Aber an dem Kittel, den er trug, war nichts mehr zu verderben. Ein ausgeplatzter, ehemals grüner Livreerock, die Silberlitzen von der Zeit geschwärzt, die blanken Knöpfe erblindet oder durch andre ersetzt.

Kummervoll strich er darüber.

„Einen neuen muß ich nun doch bald haben! Den hat mir noch die gnäd'ge Frau anmessen lassen, als ich kam. Aber die Jahre käppern sich . . . Die andern sind alle futsch. Und schön is ja die Sonntagslivree auch nicht mehr."

„Stimmt!" sagte Walter Hoermann achselzuckend. „Es ist nicht zu leugnen, Kunkel, Sie sehen hochherrschaftlich aus. Man müßte Sie anpinseln, wie die Laube."

Mit einer Falte auf der Stirn blickte er in den Park hinein. Es verkam hier alles — das ganze Besitztum. Wie sah es aus und wie hätte es aussehen können! Acht Morgen fast nur Rasen und Bäume — dabei der Rasen ganz ungleichmäßig, in der Sonne zur Sommerzeit kniehoch, im Schatten der Wipfel kurz und verkümmert! An manchen Stellen nahmen sich die Bäume gegenseitig Licht und Luft, an andern fehlten sie ganz. Was die Herbststürme niederbrachen, ward nicht durch neue Anpflanzungen ersetzt; das kleine Stück Gemüseland war völlig verwildert.

Axt und Spaten hatten hier viel Arbeit, aber Axt und Spaten mußten seit Jahren schon ruhen.

Als hätte Kunkel die Gedanken des jungen Herrn erraten, setzte er den Pinsel ab und sagte: „Mit dem Park wird es auch immer schlimmer, aber ich soll ja nichts machen . . . Herr Professor wollen es ja durchaus nicht. Es soll alles so bleiben, wie es ist."

Walter Hoermann nickte nur: er wußte es. Sein Vater ließ am liebsten wachsen, was wachsen wollte. Und dabei war dieser Mann einst Lehrer gewesen, Erzieher . . . unwillkürlich schüttelte man den Kopf. Nein, erzogen hatte er nie, auch seine Kinder nicht.

Er seufzte, und wie ein Echo kam der Seufzer auch von der andern Seite der Laube.

„Die Durchblicke nach dem See sind all auch schon wieder verwachsen, und ich trau' mich nicht, sie neu zu schlagen. Herr Doktor müssen mir das nicht übel nehmen, aber man hat ja gar keine Freude mehr. Wie 'n unnützer Fresser kommt man sich vor. Wenn man so lange in einem Hause ist . . . und man gibt sich doch Mühe . . . und früher hat der Herr Professor noch manchmal gefragt: „Na, Kunkel, wie steht's?" Viel mehr war's ja nicht, aber man hat doch gemerkt, es sollt' so was sein wie 'n Lob. Oder der Herr Leutnant, wenn er alle paar Wochen mal 'rübergekommen ist, hat sich umgeguckt: „Kunkelinchen, haben Sie fein gemacht!... trotzdem es dazumal bloß der Laubengang am See war, den ich grade geschnitten hatte. Aber 's macht einem doch Spaß. Herr Leutnant waren überhaupt immer so lustig. Aber seit Herr Leutnant da unten in Afrika sind, ist alles Essig. Herr Professor kommt ja kaum mehr in'n Park 'rein, und tun soll ich auch nichts — wozu ist man dann überhaupt nötig?"

Er schniefte durch die Nase, als ziehe er die heimlichen Tränen eines gekränkten Ehrgeizes hinunter.

„'s war früher alles lustiger," schloß er dann langsam. „Auch Herr Doktor — ja wirklich — dazumal, als Herr Doktor noch Student waren und die Fräuleins kleiner, oder gar als gnäd'ge Frau noch lebten."

Walter Hoermann klopfte die Pfeife aus und fuhr mit einem Strohhalm in ihren Kopf hinein.

„Ja, Kunkel . . . man kann sich die Zeiten nicht malen. Wird auch wieder mal besser werden. Passen Sie auf: heut übers Jahr wird im ganzen Ort gebuddelt, wir kriegen todsicher Kanalisation. Na und dann müssen wir sowieso ein ganzes Stück Park absäbeln und verkaufen. Denn über zweihundert Meter Straßenfront, das geht nicht, das kann kein Mensch dann mehr bezahlen. So wird der Park um 'ne ganze Ecke schmäler."

Mit offenem Munde hörte der Gärtner zu. „Die ganze Ecke vorn?" fragte er halb ungläubig. „Und die alten Platanen sollen dann auch weg? Gnädige Frau hatten sie immer besonders lieb."

„Helf er sich, Kunkel! Solch ein Park bei Berlin ist an sich ein sträflicher Luxus. Na, Schwamm drüber! Ich wollt' Sie nur wegen der Arbeit trösten — im nächsten Jahr dürften Sie mehr haben, als Ihnen lieb ist. Aber vergessen Sie jetzt darüber das Pinseln nicht."

Damit bog er sich selbst wieder zum Farbentopf hinunter und arbeitete schweigend drauf los. Doch seine Gedanken spielten dabei um die Worte des langjährigen Dieners.

Der Mann hatte ja zehnmal recht! Unerträglich war es in letzter Zeit hier geworden. Und das alles ging doch eben vom Vater aus, obwohl der mit Absicht niemals jemanden störte oder seinen Kindern eine Lust verkümmerte. Auch früher hatte er dies nie getan, hatte sie ganz nach Laune tollen lassen.

Leuchtend war diese Frühzeit unter den grünen Wipfeln ihnen allen verronnen. Die beiden Mädels hatten ihre Freundinnen mitgebracht, er und Günther ihre Freunde, und hatte die eine Partei das Ruderboot okkupiert, so besetzte die andre den „Mont Midi", den laubengekrönten Hügel, oder sah vom Seepavillon herab auf das ausgedehnte Gewässer, das den Besitz bespülte.

Manchmal war der Vater auch dazugekommen, freilich nicht, um mitzuspielen. Das lag nicht in seiner Natur. Er konnte überhaupt mit Kindern nicht umgehen. Sie wurden durch die Bank vor ihm scheu und ungelenk, trotzdem er freundlich zu ihnen war. Aber sie fühlten wohl instinktiv, daß er im Grunde doch weit über sie hinaussah und an etwas andres und Fremdes dachte.

Woran? An sein großes Werk, um dessentwillen er, wie er sagte, seinen Lehrerberuf aufgegeben hatte?

Ein verkniffnes, merkwürdiges Lächeln flog über Walter Hoermanns Gesicht.

O, sie waren alle einst so stolz auf ihren Vater gewesen! Noch als Primaner hatte er ihn für etwas Außerordentliches gehalten . . . für einen großen Gelehrten, dessen Ruhm bald die Welt erfüllen würde, wenn sein schweres Lebenswerk erst fertig wäre.

Und dann war langsam, langsam ein Stück nach dem andern von dem festen Turme dieses Kinderglaubens abgebröckelt.

Wann zuerst? Er wußte es nicht. Wußte nicht, wann der erste Zweifel sich eingenistet hatte. Aber er blieb, bohrte, zermürbte, bis nichts mehr zu unterwühlen war, bis der Turm seines Glaubens geborsten im Staube lag. Nun wußte er seit langem, daß es mit dem Weltrufe nichts war, daß die ganze Lebensarbeit des Vaters ergebnislos bleiben und im Sande verlaufen würde.

Vielleicht waren die Geschwister im stillen längst zu derselben klaren Erkenntnis gekommen. Gesprochen ward darüber nicht. Die beiden Mädels blieben schließlich außer Betracht. Aber Günther, der Jüngere, des Vaters Liebling? Glaubte der noch immer an das große Werk? Möglich war es schon, denn er hatte selber viel von des Vaters Art, von jenem Sand mahlenden Idealismus, der immer zu weit flog, der nach dem Himmel guckte und über die Steine im Wege fiel. Günther, Christel und der Vater . . . sie gehörten zusammen. Das war „Linie Hoermann!“

Er selber jedoch und Ilse waren gottlob nach der Mutter geraten — praktische Menschen, die was Handgreifliches sehen wollten und sich erreichbare Ziele steckten. Mehr Preyers als Hoermanns. Waren sie weniger begabt? Schön! Wohin diese Hoermannsche Begabung führte, sah man in den andern ja zur Genüge.

Jahre und Jahre quälte der Vater sich schon ab, mißtrauisch allmählich an der eigenen Kraft verzweifelnd, doch aber in zähem Eigensinn festhaltend, stumpf vor sich hinbrütend, wie unter einem Drucke, der sich lähmend dem ganzen Hause mitteilte.

Und Günther? Ausgerechnet mußte er aus angenehmster Stellung heraus nach Afrika gehen, um dort die heiße Suppe zu blasen! Die afrikanische Leidenschaft des Vaters hatte ihn angesteckt — er war ja der einzige gewesen, der ihm hatte helfen dürfen. Eine Narrheit und ein Unfug war es, der nichts einbrachte als allenfalls den Typhus.

Und Christel endlich war in ihrer Art ebenso verschroben. Hatte große Raupen im Kopf von Lernen und Studieren . . . etwa gar Medizin studieren gleich ihm! Ein Glück, daß der Vater darin eigensinnig war. Aber die Krabbe war's dito und hielt fest, wenn sich ihr in fruchtlosem Streben auch die schönsten Jahre zerrieben.

Nee — Frauenzimmer waren nun einmal für Küche, Kinder und Kirche da! Basta!

Er nickte sehr bestimmt und energisch. Er wußte auch das so absolut sicher, wie er alles wußte.

Dann sah er nach der Uhr, warf den Pinsel in den Farbtopf zurück und sagte gähnend und sich reckend: „Schluß der Vorstellung! Es muß sowieso gleich Kaffeezeit sein. Man glaubt gar nicht, daß man selbst das Anstreichen im Handgelenk spürt.“

Und plötzlich lachend: „Sind Sie noch immer nicht zufrieden, Kunkel? Was quält Sie denn noch?“

Denn er las es deutlich von dem glattrasierten Gesicht, daß den Gärtner noch etwas drückte. Schließlich kam es auch heraus: es müsse doch nächster Tage vom Herrn Leutnant ein Brief kommen.

Die Worte fragten nicht, aber der Ton fragte.

„Ach so,“ sagte Walter Hoermann gedehnt. „Ja, natürlich, Kunkelinchen — oder wie nennt Sie mein Bruder? Die ganze Familie zählt ja die Tage schon. Wenn unser glorreicher Krieger das wüßte, könnt' er eitel werden. Selbstverständlich ziehen Sie die Fahne auf, wenn der Brief endlich kommt. Zum Zeichen, daß in Trojas Hallen wieder Freude herrscht.“

Nach einer Pause, ohne die spöttische Tonfärbung: „Na, hoffentlich gibt es gute Nachrichten. Mein Bruder läßt Sie doch immer extra grüßen — nicht?“

Da lief ein halb verschämtes, ganz herzliches Lächeln wie von innen heraus über das bartlose Gesicht.

„Ja, Herr Leutnant vergessen das nie. Noch beim Abschied sagten Herr Leutnant, ich sollt' 'n paar seltene Katteen kriegen. Aber dazu werden sie da unten wohl keine Zeit haben.“

„Glaub' ich auch nicht,“ sagte der junge Arzt und sprang den Hügelpfad hinab. Mit raschen Schritten erreichte er den Bootssteig und wusch sich im See notdürftig die farbenfleckigen Hände.

Günther — Günther — und wieder Günther! Es war seltsam, wie dieser Mensch sich gleichsam spielend überall Liebe erwarb. Aber so war er schon immer gewesen . . . auf der Schule schon und allerorten.

„Wenn ich statt seiner in Afrika wär' — ob Kunkel dann auch in Wonn' und Weh auf einen Brief von mir wartete?“

Seine Lippen schürzten sich ironisch.

„Uebrigens würd' ich auch fraglos vergessen, ihn grüßen zu lassen!“

Als wollt' er etwas abspülen, schlenkerte er die Hände heftiger durchs Wasser.

Doch plötzlich hielt er inne. Galt das ihm? Ein klingender Ruf; ein herantreibendes Boot; ein Ruder, das sich wie zum Gruße hob und niederplatschte.

Er sah schärfer hin und schickte dann über die blitzende Fläche einen Jodler, der prompt erwidert ward. Bald darauf legte sich ein Kahn neben den Landungssteg, aus dem Richard Wilke und Wolfgang Crusius zähneklappernd heraussprangen.

„Teufel ja,“ sagte Richard Wilke und reichte Walter die Hand. „Fühl mal, Medizinmann, wie erforen wir sind! Wenn es bei euch noch heißen Kaffee gibt —!“

Und als der lange Crusius, sein Kollege vom Gymnasium, halb verlegen protestierte: „Beruhige sein Gemüt, Walter! Er ist wieder mal schüchtern. Er fürchtet überall zu stören.“

Da schob der junge Arzt den langen Menschen lachend vom Anlegesteig in den Park hinein.

„Nee, lieber Doktor, Sie stören mich leider gar nicht. Und wenn Sie öfter hierher oder in meine Sprechstunde kämen, wär' ich Ihnen dankbar — dann sähe ich wenigstens ein lebendiges Wesen, das mit der Zeit vielleicht andre anzieht.“

„So schlecht steht's noch immer mit der Praxis?“ fragte Richard Wilke und machte das Boot fest. „Ja, dann müssen wir doch wohl zu Gewaltmitteln greifen. Paß mal auf, mein Junge: wenn das Wasser erst 'n bißchen wärmer ist, kleid' ich mich eines Tages in meine schlechtesten Hüllen und werde in die Gefahr geraten, schmählich zu ertrinken. Schon rauscht die Flut dröhnend und mit Sausen um mein Ohr, da packt mich, gerade als meine unverkennbare Nase zum letzten Male emportaucht, Crusius am Schopf, zieht mich an Land und der aufopfernden Tätigkeit des im Fluge herbeigeeilten Doktor Hoermann wird es gelingen, den beliebten Lehrer des hiesigen Gymnasiums seinen Schülern und der Menschheit zurückzuschenken. So ähnlich setzt es Crusius ins Kreisblatt . . . er hat Schwung und einen blühenden Stil. Wenn du dann nicht von Patienten überlaufen wirst . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Nobelpreise.

Ihr Stifter und ihre Träger.

Wenn das Jahr sich neigt, alljährlich in der ersten Hälfte des November, blickt die gesamte Kulturwelt erwartungsvoll nach Stockholm, wo im Kollegium der Carolinga die Verteilung der Nobelpreise vorgenomen wird. Eine Königskrönung der Wissenschaft! Es gibt keine höheren Ehrungen in der wissenschaftlichen Welt, Nobelpreisträger sind Könige in ihr. Die Bedeutung der Förderung kultureller und wissenschaftlicher Bestrebungen hinaus, sie ist mehr als nur eine Anerkennung wissenschaftlicher Pioniere.

Es ist vielleicht ihr höchster Zweck und im Sinne ihres Schöpfers, Alfred Nobel, durch dieses Werturteil der Wissenschaft die große, von den wissenschaftlichen Fragen nicht durchdrungene Weltöffentlichkeit auf die großen Forschungen und Kulturwerke eindringlich aufmerksam zu machen. Viel Segen hat die Nobelstiftung schon in die Welt gebracht, haben doch manche Größen von Geist, Entdecker in der Wissenschaft, erst durch die finanziellen Mittel des Nobelpreises ihre epochalen Arbeiten weiterführen und vollenden können. Um den hohen idealen Zweck der Nobelstiftung ganz zu erkennen, muß man sich ein wenig mit dem Leben des Stifters dieser idealen Einrichtung befassen.

Alfred Nobel war ein bedeutender Industrieller, dem in Schweden und im Ausland viele Unternehmen gehörten. Nobel ist zudem der Erfinder des Dynamits, mit dem er sich ein großes Vermögen erwarb. Aus dem Gedanken heraus, daß er als Erfinder des furchtbaren Explosionsstoffes in der Erinnerung der Menschheit gleichsam als Förderer des Krieges und der Vernichtung fortleben würde, beschloß er, das aus der Erfindung gewonnene Vermögen bleibend für kulturelle, friedliche Zwecke zu verwenden, und so entstand zum Segen der Menschheit und der Wissenschaft die Nobelstiftung.

31 Millionen schwedische Kronen betrug das Vermögen, das Nobel in dieser Stiftung festlegte, dessen Zinsen alljährlich in fünf gleichen Teilen an diejenigen verteilt werden sollen, die „während des letztvergangenen Jahres der Menschheit den größeren Nutzen geleistet haben". So bestimmt Alfred Nobel in dem von ihm am 27. November 1895 aufgesetzten Testament. Im Jahre 1901 wurden zum ersten Male die Nobelpreise verteilt. Auf jeden Preis entfielen damals 160 782 Kronen. Die nun beginnende alljährliche Verteilung trifft hervorragende Männer auf dem Gebiete der Medizin, der Physik, Chemie, der Literatur, und sodann Männer, die sich besonders um die Erhaltung des Weltfriedens verdient gemacht haben. Es würde zu weit führen, all die mit dem Nobelpreis Ausgezeichneten aufzuzählen, begnügen wir uns mit der Feststellung der Persönlichkeiten der letzten und der vorletzten Nobelpreisträger. Bei der Verteilung der vorletzten Preise erhielt Dr. Arthur Compton in Chicago und Professor Wilson in Cambridge den Preis für Physik, Grazia Delada den für Literatur, Professor Fibiger in Kopenhagen und Professor v. Jauregg in Wien den Nobelpreis für Medizin. Von den bis 1927 verteilten Nobelpreisen entfiel erfreulicherweise der Hauptteil an Deutschland. **Es sind 31 Preise.** Frankreich nahm 22 Nobelpreise in Empfang, England 17, Schweden 8, Amerika 11, Dänemark 7, Holland 6, Oesterreich, Italien und die Schweiz je 5, Norwegen und Belgien je 4, Spanien 3, Polen 2 und Indien sowie Rußland je 1.

Wie es bei einer so vielsagenden, weltinteressierenden Entscheidung schließlich nicht ausbleiben kann, hat sich hin und wieder an die Verteilungen des Stockholmer Stiftungskomitees auch die Kritik herangewagt. Im Jahre 1925 wurde nur ein einziger Preis verteilt, und der Nobelpreis für Medizin kam mehrere Jahre hintereinander nicht zur Verteilung. Der Friedenspreis zum Beispiel ist mehr als einmal zurückgehalten worden, so in den Jahren 1914, 1916, 1924 und 1925. Man hatte keinen würdigen Friedensmittler finden können, der diese höchste Auszeichnung mit Recht hätte tragen dürfen. Im Jahre 1926 aber ersann man einen Ausweg und verteilte den Preis ohne die Nationalitätenfrage zu brüskieren, in vier gleichen Teilen an General Dawes, Dr. Stresemann, Briand und Chamberlain. Sieben Jahre vorher wurde Wilson mit dem Friedenspreis bedacht, und im Jahre 1922 Frithjof Nansen.

Was bei der diesjährigen Verteilung der Nobelpreise besonders bemerkenswert ist, dürfte wohl die Tatsache sein, daß den Preis für Literatur eine Frau bekam! Sigrid Undset ist die dritte Dichterin, die so ausgezeichnet wurde. Von ihr waren es Selma Lagerlöf und Grazia Deledda. Die Dichterin ist 46 Jahre alt, und in ihr hat man symbolisch der jüngeren Dichtergeneration den hohen Olymp der Nobelpreisträger geöffnet, denn es geschah selten, daß ein Nobelpreisträger in diesem Alter der Welt als besonders Begnadeter und Preiswürdiger genannt wurde.

Sigrid Undset hat den Preis für ihren dreiteiligen Roman „Kristin Lavrams Tochter" erhalten. Hier hat sie ein nationales Kunstwerk von hohem Range geschaffen, das die Zuerkennung des Nobelpreises rechtfertigt. Die norwegische Dichterin hat in diesem Jahre auch ein neues Werk herausgebracht, „Olaf Audussohn" und arbeitet gegenwärtig an einer Puppenkomödie, deren Stoff sie alten Volksmärchen entnommen hat.

Henri Bergson, der französische Philosoph, ebenfalls Nobelpreisträger von 1928, da noch von 1927 ein Literaturpreis zu verteilen war, ist siebzig Jahre alt und gehört zu den repräsentativsten Denkern Frankreichs. „Im Dienst der Philosophie verlief mein Leben", wie er selber jüngst auf dem Krankenbette sagte, als ihn die Nachricht von seiner Ehrung traf. Und wenn er heute mit dem Nobelpreis bedacht wird, so ist es eine verdiente Ehrung, die der Philosoph, der Verfasser von „Zeit und Freiheit" bis zu der Schrift „Durée et simultanéité", heute als Frucht dieses Lebenswerkes genießen kann.

Die Nobelpreisträger sind der Welt verkündet worden, die eigentliche Verleihung der Nobelpreise erfolgt aber altem Brauch gemäß erst am 10. Dezember, dem Todestage Alfred Nobels. Die diesmal zur Verteilung gelangenden Nobelpreise sind bedeutend höher als die vergangenen und betragen je 175 000 deutsche Reichsmark. Die Preisgekrönten erhalten den Preis in Form eines Schecks und dazu ein Diplom sowie eine große goldene Medaille, die einen Wert von etwa 600 Kronen besitzt. Es ist üblich, daß jeder Nobelpreisträger innerhalb sechs Monaten nach der Preisüberreichung in Stockholm einen öffentlichen Vortrag abhält, in dem er über das Gebiet spricht, das ihm den Nobelpreis eingebracht hat.

Bei der am 10. Dezember stattfindenden Feier wird die Wissenschaft dankbar des Mannes gedenken, der durch seine hochherzige Stiftung den kulturellen und friedlichen Fortschritt der Völker sicherstellen wollte.

Die deutschen Nobelpreisträger.

Die Männer und ihr Werk.

Die schwedische Akademie der Wissenschaften hat ihre diesjährige Entscheidung über die Verteilung der Nobelpreise bekannt gegeben. Unter den Preisträgern befinden sich wiederum zwei Deutsche, und es spricht für die Wertschätzung, die gerade Deutschlands Chemiker in der Welt genießen, wenn die beiden zur Verfügung stehenden Preise für die wissenschaftliche Höchstleistung auf dem Gebiet der Chemie deutschen Forschern zuteil wurden. Den Preis für 1927 erhielt der Münchener Professor Geheimrat Dr. Heinrich Wieland, den Preis für 1928 der Göttinger Professor Dr. Adolf Windaus.

Dr. Heinrich Wieland

ist der ausgeprägte Vertreter jenes Gelehrtentypus, dessen Arbeit im populären Sinn „undankbar" ist. Nur ein ganz enger Kreis von Fachkollegen kennt ihn und sein Werk, dessen Sinn und Bedeutung der großen Oeffentlichkeit nicht mit einzelnen Schlagworten nähergebracht werden kann. Er ist „Gelehrter" vom alten Schrot und Korn; ein Mensch, der wirklich nur seinen Forschungen lebt, dem Ehre und Ruhm unbekannte Begriffe sind, der sich niemals einem Gebiet zuwenden wird, das abseits von den Wegen zu den Zielen liegt, denen er zustrebt.

Seine Forschungsarbeit gilt jenem Grenzgebiet, wo die medizinischen und chemischen Wissenschaften aneinander stoßen. Die Erkenntnisse, um die er die menschliche Wissenschaft dabei bereichert hat, kommen wiederum nur andern Forschern, Wissenschaftlern, vor allem wohl auf medizinischem Gebiet, zugute und werden ihn niemals populär machen. So hat er als Erster in die geheimnisvollen chemischen Vorgänge bei der menschlichen und tierischen Atmung Licht gebracht und zu ergründen gesucht, wie der Sauerstoff aus der Lunge auf die oxydationsbereiten Stoffe des Blutes übertragen wird. Unter seinen weiteren Arbeiten nehmen die über die chemische Zusammensetzung und Wirksamkeit bedeutsamer organischer Stoffe einen weiten Raum ein. So hat er z. B. die Gallensäure analysiert und wertvolle Beiträge zur wissenschaftlichen Erforschung organischer Gifte, namentlich des Krötengiftes, geliefert.

Professor Wieland steht im 56. Lebensjahr. Er begann seine Laufbahn als Dozent im Jahre 1914, kam 1920 als Ordinarius nach Freiburg und 1925 nach München, wo er als Nachfolger Willstätters das chemische Institut übernahm. 1925 ernannte ihn die bayerische Staatsregierung zum Geheimrat, 1926 die medizinische Fakultät der Freiburger Universität zum Ehrendoktor. Wie Wieland hat übrigens auch

Dr. Adolf Windaus

seine Arbeit den Zusammenhängen zwischen Medizin und Chemie gewidmet. Und obgleich auch er nicht minder abgeschlossen, nicht minder ohne Anspruch auf die Beachtung und den Dank der lieben Mitwelt lebt, ist sein Name und sein Werk dennoch weiteren Kreisen bekannt geworden. Denn seine Forschungen galten in neuerer Zeit dem rätselvollen Wunderreich der „Vitamine", die ja längst populäre Schlagwörter abgaben, ehe sich die Wissenschaft über ihr wahres Wesen im klaren sein konnte. Windaus war es vergönnt, den ersten erfolgreichen Vorstoß in den Bereich der rätselhaften und sagenumwobenen „Ergänzungs-Nährstoffe" zu unternehmen. Und er darf den Ruhm für sich beanspruchen, als Erster ein Vitamin künstlich hergestellt zu haben. Windaus hat aus dem organischen Stoff „Ergosterin" durch Bestrahlung mit ultraviolettem Licht das Vitamin D hergestellt, das insbesondere als Heilmittel gegen Rachitis Verwendung findet. Das neue Präparat, dem Windaus den Namen „Viganto" gab, ist das erste Vitamin, dessen Herstellung künstlich gelang. Aus der Tatsache, daß die Herstellung überhaupt möglich war, darf die Wissenschaft nunmehr weitgehende Schlüsse auf das natürliche

Entstehen der Vitamine ziehen. Gleichzeitig hat Windaus' Arbeit auch ein neues Forschungsgebiet erschlossen: die Einwirkung der Lichtstrahlen auf organische Stoffe.

Windaus ist 52 Jahre alt. Seine Laufbahn führt gleichfalls über Freiburg, wo er 1906 außerordentlicher Professor der Chemie war. Später war er am Kaiser-Wilhelm-Institut in Berlin-Dahlem, in Innsbruck und Wien tätig. 1915 erhielt er den Göttinger Lehrstuhl, den er heute noch inne hat.

Der verkannte Schubert.

Franz Schubert, den am 19. November die gesamte musikalische Welt als den Schöpfer des Kunstliedes ehrte, hat, wie viele andere geniale Menschen zu Lebzeiten, nicht die ihm gebührende Anerkennung gefunden. In den Aufzeichnungen von Joseph von Spann, eines Freundes von Schubert, liest man eine interessante Anekdote, die das Verhalten der Zeitgenossen des großen Komponisten in grellem Schlaglicht zeigt.

Eines Tages, als Schubert noch bei seinem Vater am Himmelpfortgrund in Wien lebte, statteten ihm Spann und Mayerhofer dort einen Besuch ab. Als sie aber sein Zimmer betreten hatten, fanden sie nicht die gewohnte freudige Aufnahme des Komponisten. Der große Musiker schien in ein Buch vertieft und von ihm sehr in Anspruch genommen. Er glühte vor Erregung, ging nervös auf und ab, dabei rezitierte er immerwährend ein Gedicht. Plötzlich setzte er sich wieder an seinen Tisch; schnell ging die Feder des Genies über das Papier, und in ganz kurzer Zeit hatte Franz Schubert seinem Liederschatz die Ballade „Der Erlkönig" einverleibt. Er enthüllte es nun den Freunden, und da Schubert kein Klavier zu Hause hatte, zogen die drei ins Konvikt, wo die neueste Schöpfung des Meisters eine wahre Begeisterung auslöste.

Aber eine ganz gegenteilige Aufnahme bereiteten dem Werk die Verleger Breitkopf und Härtel, denen Spann das Manuskript angeboten hatte; ja, man verstieg sich dazu, anzunehmen, ein gewisser Franz Schubert hätte sich in eigendünklerischer Absicht des gleichlautenden Namens des „berühmten" Dresdener Konzertmeisters bedient. Als dieser das Lied „Der Erlkönig" seines „unbedeutenden" Namensvetters erhalten hatte, schrieb er zornentbrannt folgende Berichtigung: „Ich verbitte mir ganz energisch, mir die Komposition eines so elenden Machwerkes nachzusagen. Ich werde schon diesen Kerl zu ermitteln wissen, der meinen Namen und Ruf zu seinen dunklen Zwecken mißbrauchen will."

Am Hochzeitsabend verwitwet.

Endlich brach der lange ersehnte Tag an für Boris Milova, den schönsten Burschen im Dorf Milja. Er führte das schönste Mädchen zum Traualtar. Lange genug hatte er um sie geworben, auf dem Tanzboden, bei der Ernte, auf stillen, heimlichen Wegen. Auch sie liebte ihren Boris, aber da gab es noch viele Schwierigkeiten bei den Eltern zu überwinden, da fehlte dieses und jenes war nicht gut, denn das Mädchen war nicht nur das schönste, sondern auch das reichste Mädchen im Dorfe. Boris aber hatte nichts als seine Jugend, sein hübsches Gesicht, seine Arme, die für vier schaffen konnten. So gaben denn die Eltern endlich doch die Einwilligung, und der Freudentag brach an. Die Glocken läuteten, die Burschen schossen ihre Pistolen in die Luft ab, die Mädchen tanzten und am Abend gab es ein großes Gelage. Um Mitternacht brach das Brautpaar auf. Zwei der intimsten Freunde des jungen Gatten und zwei Freundinnen sollten das Paar bis zum Haus begleiten. Schon lockte das Lämpchen im Zimmer. Da kamen Zigeuner, angetrunkene Kerle, des Weges gezogen, rempelten die Burschen an und bald entwickelte sich eine wüste Rauferei, bei der Messer blitzten und Hacken zuschlugen. Schreiend liefen Braut und Brautjungfern davon. Die drei Männer wurden von den Zigeunern überwältigt, der Bräutigam hatte drei Stiche in den Kopf erhalten und lag tot am Boden. So war seine Hochzeitsnacht, ehe sie begonnen, seine Todesnacht geworden. Die junge Braut war, ehe sie den Myrthenkranz vom Haupt genommen, Witwe geworden. Gewiß ein tragisches Schicksal, das uns auch in dieser Zeit der Tragödien und Sensationen zum Mitfühlen bewegt.

Zum Kopfzerbrechen.

Haltbarkeit.

In der Ehe ist das „Wort" ein Heiligtum,
Wenn es ideal die Gatten bindet.
Fest ist auch das „Wort" der Treue,
Ist's an Eidesstatt verkündet;
Auch die Hülle muß das „Wort" oft binden,
Soll der Inhalt Haltbarkeit stets finden.
Ist jedoch das „Wort" nicht fest dabei,
Wird zerrissen Ehe = „Wort" und Treu'.

W. St.

Geheimschrift.

10 9 4 — 11 16 7 18 18 4 — 12 4 16 18 21 7 4 16 19 14 11
18 17 2 21 2 18 21 16 7 13 1 4 — 2 19 15 — 18 9 12 9 5 9 4
14 — 10 19 16 6 1 — 10 9 4 — 19 14 11 4 1 4 19 16 4 14 — 5
2 3 2 20 2 18 18 4 14 — 10 4 18 — 2 4 21 14 2

(Die Entzifferung dieser Geheimschrift nennt uns eine furchtbare Begebenheit.)

Schlüssel:

12 4 13 13 4 5 9 14	berühmter Erfinder
15 2 1 16 17 2 16 21 4	Reisebillett
1 2 3 4 5	Fluß in Brandenburg
18 21 19 16 20	heftiger Wind
6 7 7 5 9 10 11 4	amerikanischer Präsident

Kreuzworträtsel.

Senkrecht: 1. Trinkstube. 2. Weiblicher Vorname. 3. Waldrand. 4. Geweihte Stätte. 5. Gebirgswiese. 6. Weiblicher Vorname. 7. Uferstraße. 8. Männlicher Vorname. 10. Multiplikationszeichen. 15. Menschenrasse. 17. Stadt am Rhein. 18. Heißes Getränk. 19. Fisch. 22. Zahlwort. 23. Riesenschlange. 24. Vesuv. 26. Verhältniswort. 27 a. Nebenfluß der Elbe (in Böhmen). 28. Raubvogel. 30. Teil des Baumes. 31. Grammatikalischer Artikel. 32. Germanischer Speer. 34. Nebenfluß des Rheins. 36. Unternehmen.

Wagerecht: 3. Teil der Uhr. 5. Scheidegruß. 7. Hundename. 9. Junges Schaf. 11. Raubfisch. 12. Russischer Männername. 13. Monat. 14. Nebenfluß der Donau. 16. Wild. 17. Säugetier. 19. Anfangsbuchstabe von 24 (senkrecht). 20. Stacheltier. 21. Teil des Schiffs. 23. Raubtier. 25. Kanton der Schweiz. 27. Biblischer Frauenname. 29. Farbe. 30. Tageszeit. 32. Teil des Landes. 33. Gewürz. 35. Wild. 37. Stimmlage. 38. Soviel wie: selten.

—es.

Vorsetzaufgabe.

Reich Wein Halt Auge Unglück Peter Lotte Kate
Stand Last Tracht Stock Feind

Vor jedes dieser Wörter ist eine der nachstehenden Silben zu schreiben. Die Anfangslettern der somit neu gebildeten Wörter, der Reihe nach abgelesen, nennen einen berühmten, vor genau hundert Jahren verstorbenen Tondichter.

Pl.

an — bal — char — ein — frank — he — neun — reb — rhein — sal — tot — um — zug

*

Auflösung Nr. 46.

Rösselsprung:

Wenn jemand schlecht von deinem Freunde spricht,
Und scheint er noch so ehrlich, glaub' ihm nicht!
Spricht alle Welt von deinem Freunde schlecht,
Mißtrau' der Welt und gibt dem Freunde recht! —
Nur wer so standhaft seine Freunde liebt,
Ist wert, daß ihm der Himmel Freunde gibt.

(Bodenstedt.)

Schachaufgabe:

1. Da6 — a4, Kd5 — c6; 2. Lg6 — e4 ‡
1. ...., Kd5 — c4; 2. Sc8 — b6 ‡
1. ...., b4 — b3; 2. Sb5 — c7 ‡

Magisches Zahlenquadrat:

2	6	7	6	4
10	5	1	4	5
5	2	7	6	5
7	9	8	3	8
1	3	7	6	8

Arithmetische Scherzaufgabe:
(Turin — in) + (Sand — S) + (Rot — R) = Turandot.

Ergänzungsaufgabe:
Ornat, Rauch, Delta, Nassau, Uranus, Noah, Genua, Hobel, Import, Liebe, Felsen; Ordnung hilft Haushalten.